

Klaus Wolf

Machtstrukturen in der Heimerziehung

Einleitung

Seit einigen Jahren hören und lesen nicht nur einige Jugendhilfespezialisten, sondern auch eine größere zivilgesellschaftliche Öffentlichkeit Berichte aus der Heimerziehung der 1950er und 1960er Jahre. Darin werden von den ehemaligen Heimkindern massive Misshandlungen, sexuelle und andere Gewalt, elende Vernachlässigung und finanzielle Ausbeutung beschrieben. Diese Berichte ihrer Erlebnisse und Erfahrungen in der damaligen Heimerziehung tragen sie manchmal plakativ und anklagend in die Öffentlichkeit, sie fordern Anerkennung des ihnen angetanen Unrechts, finanzielle Entschädigung, therapeutische Leistungen und Vorkehrungen, dass sich ihre Erlebnisse heute nicht wiederholen können (vgl. exemplarisch: <http://heimkinderopfer.blogspot.com>). Der vom Deutschen Bundestag eingerichtete »Runde Tisch Heimerziehung« hat versucht, diesen Teil der Heimerziehungsgeschichte »aufzuarbeiten«. Die Geschichte einiger Einrichtungen ist ausführlich untersucht worden, vorbildlich zum Beispiel von Johns und Schraper (2010) für das Landesfürsorgeheim Glückstadt.

Heimerzie-
hungsge-
schichte auf-
gearbeitet?

Andere Ehemalige suchen – sich vorsichtig vortastend, ihre Erinnerungen befragend und nach Erklärungen suchend – eher vertrauliche Gespräche. Vor dem Hintergrund einiger einschlägiger Veröffentlichungen (z.B. Benad, Schmuhl, Stockhecke, 2009; Schmuhl/Winkler, 2010), vieler solcher vertrauten Gespräche und meiner langjährigen Auseinandersetzung mit Themen der Heimerziehung, die ich nicht zuletzt durch diese Ereignisse wieder intensiviert habe, möchte ich einige Wissensbestände zum Thema Macht, Zwang und Gewalt in der Heimerziehung skizzieren, die bei der Deutung dieser Prozesse vielleicht nützlich sein können. Dabei gehe ich eher essayistisch vor, skizziere verschiedene Verknüpfungen von Wissensbeständen und Diskursen, die ich hier nicht ausführlich darstellen kann. Da ich keine feste theoretische Heimat habe und Theorien als Erkenntniswerkzeuge und nicht als Religionsersatz verwende, fällt mir das Schlendern durch unterschiedliche Theorieregionen auch relativ leicht. Für die Gutsverwalter der durchstreiften Theoriegelände ist das natürlich eine Zumutung.

Erinnerung
als Bewälti-
gung

Bevor ich damit beginne, möchte ich noch einige Anmerkungen zum moralischen und moralisierenden Resonanzfeld unseres Themas machen. Dass in Heimen Gewalt und Zwang auftritt, kann einen – wie sagten wir früher: fortschrittlichen, aufgeklärten? – Menschen nicht überraschen. Repression und Heimerziehung waren fest miteinander verbunden, die Heimeinweisung ein klassischer staatlicher Eingriff in das Leben von unterprivilegierten Menschen. Soweit ist man gefühlsmäßig im irritationsfreien Bereich. Die Berichte über massive Gewalt in den konfessionellen, insbesondere katholischen Einrichtungen verstärkte das Gefühl weiter: Man habe es schon immer gewusst und klar und richtig gesehen. Großen Trägern, kirchlichen und staatlichen (»Fürsorgeerziehung«) allemal, waren alle Gemeinheiten zuzutrauen und wenn dies zutage trat, konnte man es mit Häme kommentieren. Aber die Berichte über sexuelle Gewalt – und das ist der geeignete Begriff für das, was statt-

gefunden hat – an der progressiven Odenwaldschule, veränderten die Gefühlslage. Hier war ein Irritationspotenzial, konnte Trauer und vielleicht sogar Selbstreflexion angeregt werden. Mein Vorschlag für die Auseinandersetzung mit unserem Thema ist, wir sollten es eher auf dieser gefühlsmäßigen Grundlage angehen. Sie erleichtert uns besser Erkenntnisse als allzu große Selbstgewissheiten dies täten.

Zunächst werde ich einige grundsätzliche Anmerkungen zum Zwang und zur Gewalt in der Erziehung machen. Anschließend zwei theoriegestützte Zugänge skizzieren, die gut geeignet sind, Phänomene von Macht und Zwang in der Heimerziehung zu verstehen: die Überlegungen von Erving Goffman zu totalen Institutionen und die von Norbert Elias zu Machtdifferentialen. Damit sollen die unterschiedlichen Machtquellen im Heim, unterschiedliche Entwicklungsgeschwindigkeiten in der Verschiebung von Machtdifferentialen und – attributionstheoretisch – die Konstruktion des Bildes vom Kind analysiert werden. Am Ende steht die Frage, was die Belastungsquellen für Kinder in der heutigen Heimerziehung sind.

Zwang und Gewalt in der Erziehung

Asymmetrie
als Merkmal
der Erziehung

Pädagogische Interaktion ist grundsätzlich asymmetrisch. Sie soll darauf angelegt sein, diese Asymmetrie abzumildern und schließlich aufzuheben. Dann endet sie. Es bleiben die Selbsterziehung und – da das Leben immer wieder neue Entwicklungsaufgaben präsentiert – die jeweils neuen Entwicklungshilfen aller Art im Erwachsenenleben. Auch wenn im pädagogischen Bezug – um die am wenigsten komplexe Figuration von zwei Menschen zu betrachten – keineswegs nur ein Einfluss in die eine Richtung erfolgt, ist ein Überhang des Erziehenden notwendig: In irgendeiner Hinsicht muss er etwas wissen oder können, was der andere (noch) nicht weiß oder kann. Dies ist eine notwendige strukturelle Voraussetzung, damit der eine die Entwicklung des anderen fördern kann. Damit ist keineswegs festgelegt, dass alle Situationen und Beziehungen, in denen ein Überhang realisiert wird, schon Erziehung sei, der Überhang ist eine notwendige, aber keine hinreichende Bedingung.

Das allein kann uns schon skeptisch machen, wenn in der Erziehung – ohne weitere Begründungen – von gleicher Augenhöhe und ähnlichem gesprochen wird. Schon das Bild stimmt in der Beziehung von jungen Kindern und Erwachsenen nicht. Ein solcher Code ist eher geeignet, Asymmetrien und ihre Folgen zu verschleiern und der Beobachtung und kritischen Prüfung zu entziehen. Für die Kinder, mit denen ich privat zu tun habe und für die, die ich im beruflichen Kontext interviewt habe, war die Sache sowieso klar: Dass sie in mancher Hinsicht von den Erwachsenen abhängiger sind als diese von ihnen, haben sie in sehr unterschiedlichen Zusammenhängen und übrigens auch, je nach ihren spezifischen Erfahrungen, mit sehr unterschiedlichen emotionalen Konnotationen beschrieben. Die Tatsache als solche war für sie jedenfalls keine neue Erkenntnis, sondern eine elementare Lebenserfahrung und Selbstverständlichkeit.

Das können wir als empirischen Hinweis auf asymmetrische Elemente in der pädagogischen Beziehung verstehen. Damit ist noch nicht gezeigt, dass all diese Asymmetrien dem Ziel der Entwicklungsförderungen dienen. Im Gegenteil, das müsste im Einzelfall nachgewiesen und kritisch geprüft werden. Es gibt jedenfalls auch ganz andere Motive, die Asymmetrie – die ich später Machtdifferenzial nennen werde – zu erhöhen oder auf Dauer zu stellen. Ein ideologiekritischer Blick auf solche Begründungen erscheint also nicht zur zulässig sondern – für eine (selbst) reflexive Profession – unverzichtbar.

Es bleibt aber eben auch festzuhalten, dass das Asymmetrische ein notwendiges Merkmal in der pädagogischen Beziehung ist. Kinder können sich nicht gut entwickeln, wenn sie (nur) Interaktion mit Erwachsenen haben, die weniger wissen und können als sie selbst oder grundsätzlich emotional weniger stabil sind als sie selbst oder die sie in Umkehrung des Generationenverhältnisses versorgen müssen. Wir sehen das in der Auswertung von Interviews mit Menschen deutlich, die unter Bedingungen aufwachsen, in denen sie eher die Erwachsenen versorgen als deren Sorge erfahren und der Erwachsenen nicht »stronger and wiser« ist, wie Bolby es für Bindungspersonen wünscht. Die Ergebnisse der aktuellen Pflegekinderforschung oder Albert Lenz (2005) Untersuchungen zur Entwicklung Kinder psychisch kranker Eltern zeigen welche zusätzlichen Belastungen und Entwicklungshindernisse für die Kinder daraus entstehen.

Diese Asymmetrie bringt grundsätzlich die Möglichkeit hervor, Zwang auszuüben. Unter Zwang verstehe ich dabei alle vom einzelnen Menschen als Einschränkung seiner Entscheidungsfreiheit und seiner Handlungsoptionen empfundenen, auf ihn einwirkenden Kräfte, unabhängig davon, worauf diese Einschränkung beruht und auch unabhängig davon, ob die Einschränkung intendiert ist oder nicht. Da dies auch Einschränkungen durch die Natur einbezieht, soll hier Zwang im engeren Sinne auf Einschränkungen durch Aktivitäten von Menschen bezogen sein, allerdings wiederum unabhängig davon, ob es sich um in unmittelbarer Interaktion ausgeübte Einschränkungen handelt oder um Einschränkungen, die unabhängig von der Anwesenheit eines anderen Menschen etwa durch die arrangierten Merkmale des Lebensfeldes produziert werden.

Zwang und ...

Nicht jede pädagogische Interaktion übt jederzeit Zwang aus, aber in keiner ist die Einschränkung der Entscheidungsfreiheit oder der Handlungsoptionen des zu Erziehenden ausgeschlossen. Sie kann manchmal sogar unverzichtbar werden, um das Überleben des Kindes zu sichern. Sie bleibt zugleich immer begründungsbedürftig. Viele Formen des Einsatzes von Zwang Kindern gegenüber sind nicht legitimiert. *Pädagogische* Legitimation haben nur solche Formen, die neue Entwicklungschancen der Kinder hervorbringen, ihnen zumindest mittel- und langfristig neue Optionen eröffnen und sie darin unterstützen, wie Nohl es formuliert hat, dass sie zu *ihrer* Form kommen. Also nicht zu der standardisierten Form in der Produktion des zuverlässigen Menschen, sondern zu ihrer persönlichen Form. Das steht nicht im Gegensatz zu Zielen wie gute Beziehungen zu anderen Menschen gestalten zu können oder in einer Gemeinschaft zurechtzukommen. Aber die Begründung ist nicht, zumindest nicht allein und zuvörderst, damit die Gemeinschaft gut funktioniert, sondern z. B. damit das Kind nicht in eine Situation der Isolation gerät, immer wieder wichtige Beziehungen verliert und auf diese Weise unglücklich wird.

Verbindet man mit Gewalt das Merkmal der Schädigung des anderen Menschen, insbesondere durch die Bemächtigung über seinen Körper für eigene Interessen oder gar dessen Auslöschung (vgl. Reemtsma, 2009), ist ein Umgang mit Kindern, der Erziehung sein will, nur ohne Gewalt vorstellbar, denn etwa Dressur ist keine andere Form von Erziehung, sondern ihr Gegenteil. Ich werde auf dieses Thema bei der Darstellung der Machtquelle körperliche Überlegenheit zurückkommen, da sich mit diesem Begriff präziser die Grenze zum Missbrauch bestimmen lässt.

Gewalt
in der
Erziehung

Auch wenn alle Erziehung es mit Asymmetrien zu tun hat und Zwang nicht grundsätzlich ausgeschlossen werden kann, bleibt die Frage, ob die Heimerziehung besonders anfällig ist für Formen des Zwangs, die nicht pädagogisch legitimiert sind, und für Gewalt.

Heime als totale Institutionen: Was wir mit Goffman sehen können

Goffman's (1972) Darstellung über totale Institutionen war für die Kritik an der Anstaltserziehung sehr produktiv und geeignet, die Prozesse in Heimen mit extrem ungleicher Machtverteilung – also etwa in den Fürsorgeerziehungsheimen in der BRD und später auch die in den Jugendwerkhöfen der DDR – zu beschreiben und den Blick für die Lebensbedingungen in einer totalen Institution und deren Folgen zu schärfen. So waren diese Beschreibungen und Erklärungen – insbesondere in der Rezeption und Weiterentwicklung durch Hans Thiersch – gute Mittel, die Kritik an einer anstaltsmäßigen Heimerziehung auf den Begriff zu bringen. Sie entfalteten dadurch einen erheblichen politischen und theoriepolitischen Einfluss und bestimmten die programmatischen Reformziele der Heimerziehung über die 1970er Jahre hinaus.

Merkmale
totaler
Institutionen

Das zentrale Merkmal totaler Institutionen – so Goffman (1972) – ist, dass für die Insassen die Trennung der Orte, an denen sie schlafen, spielen und arbeiten, aufgehoben ist und so alle Angelegenheiten des Lebens an ein und derselben Stelle unter ein und derselben Autorität stattfinden, alle Phasen der täglichen Arbeit in unmittelbarer Gesellschaft einer großen Gruppe von Schicksalsgenossen ausgeführt werden und allen die gleiche Behandlung zuteil wird, alle Phasen des Arbeitstages exakt geplant und durch ein System expliziter formaler Regeln und einen Stab von Funktionären vorgeschrieben sind und die verschiedenen erzwungenen Tätigkeiten in einem einzigen Plan vereinigt werden, der den offiziellen Zielen der Institution dient. In der Institution stehen sich Personal und Insassen als zwei völlig unterschiedlich bewertete Gruppen – darüber hinaus häufig feindselig – gegenüber. Beim Eintritt in die Institution wird der Insasse der wichtigsten Elemente beraubt, die ihm bisher zur Aufrechterhaltung seiner Identität zur Verfügung standen: So werden wichtige Rollen verschlossen, können Demütigungen und Degradierungen nicht abgewehrt werden, der individuelle Name kann verlorengehen, das Aussehen entstellt werden (Einheitsfrisur, Anstaltskleidung), die Informationskontrolle zusammenbrechen, und dem Insassen können Verunreinigungen der unterschiedlichsten Art zugefügt werden. Der stabilisierende Zugang zu Bezugspersonen aus seinem bisherigen Leben wird ihm verwehrt. Seine Autonomie wird umfassend verletzt (auch: Wenzel, 1973).

Um ihr Selbst vor den Handlungsvorschriften und den darin zugemuteten Identitätszuschreibungen zu schützen, entwickeln die Insassen sekundäre Anpassungsmechanismen: Dadurch, dass sie unerlaubte Mittel anwenden oder unerlaubte Ziele verfolgen, machen sie deutlich, dass sie den Vorschriften der Institution nicht vollständig unterworfen sind. Diese das Selbst vor völliger Vereinnahmung schützenden Strategien des Einzelnen verbinden sich in der Institution insgesamt zu einem Unterleben jenseits der offiziellen Anstaltsregeln. Im Untergrund der Institution – abgeschirmt von der offiziellen Welt der Anstalt – herrschen dann gänzlich andere Regeln. Der Ideologie der Einrichtung entgegengesetzte Ziele lenken wirksam das Handeln, Denken und Fühlen der Insassen. Dies ist eine bedeutsame ungeplante Wirkung der Anstaltsorganisation. Die Nebenwirkungen dieser Art der Heimerziehung stehen nicht auf einem Beipackzettel, sondern in den Fachbüchern, in denen spätestens seit Anfang der 1970er Jahre diese Zusammenhänge beschrieben wurden. Für die Träger damals und heute gilt daher, dass Unwissenheit vor Kritik nicht schützt.

Hans Thiersch hat (exemplarisch etwa 1973) deutlich gemacht, wie viele Parallelen es zwischen den Merkmalen der von Goffman analysierten Prozesse und der Praxis in Erziehungsheimen – insbesondere der Heime, die sich für »Dissoziale« zuständig erklärten – gab. Die Heimeinweisung wurde als Abbruch von Lebensmöglichkeiten, als Beginn von Einengung, Absonderung und Entindividualisierung analysiert; die Degradierungsprozesse bei der Heimaufnahme, umfassende Kontrolle, systematische Erzeugung von Angst, Willkür des Personals u.v.m. kennzeichneten die Verhältnisse in diesen Heimen.

Sehr viele Erfahrungen, die uns ehemalige Heimkinder heute berichten, enthalten diese Elemente und lassen sich hier zuordnen. Einige ehemalige Heimkinder der Diakonie Aprath, heute Männer im Alter von ca. 50 Jahren, haben einen Fragenkatalog an die heutige Geschäftsführung gerichtet, der ihre Erfahrungen und die daraus erwachsenden Vorwürfe darstellt. Er ist ein eindrucksvolles Dokument des Nachdenkens über ihre Erfahrungen und die damalige Praxis.

Anklage der
Ehemaligen
gegen die
Diakonie
Aprath

»Ihr wusstet doch, dass Heimkinder in der damaligen Zeit stigmatisiert wurden und in den Augen der Gesellschaft, gleich Asozialen oder Sträflingen gesehen werden, vor denen man warnen musste und von denen man die eigenen Kinder fern hielt. Warum habt ihr uns in der Gesellschaft stigmatisiert und uns eingeredet, dass wir schlechte Kinder seien?

Ihr wusstet doch, dass wir die Stigmatisierung als Heimkinder zwangsläufig verinnerlichen und uns minderwertig fühlen. Warum habt ihr uns das Stigma »Heimkind« aufgedrückt und so unser Selbstwertgefühl für immer negativ beeinflusst?

Ihr wusstet doch, dass für eine förderliche Kindererziehung auch die Kontinuität der Erziehungspersonen erforderlich ist und dass man ein Kind nicht schadlos alle ein zwei Jahre in andere Erzieherhände, in eine andere Heimgruppe und in andere Räume geben kann. Ihr wusstet, dass wir auf diesem Wege normale, zwischenmenschliche Beziehungen nicht lernen können. Warum habt ihr uns in dem Heim regelmäßig den Familienersatz, den wir gerade in den Gruppen gefunden hatten, genommen, indem ihr uns immer wieder in eine andere Gruppe, zu anderen Erziehern und Kindern, verlegt habt?

Ihr wusstet doch, dass ein Kind, wenn es sich emotional und zwischenmenschlich normal entwickeln soll, auch gelegentlich Körperkontakt zu den Bezugspersonen = Erziehern oder Erzieherinnen, den Elternersatzpersonen, in Form von tröstenden, freudigen oder belobigenden Umarmungen, Streicheleinheiten, Drücken oder Bussis haben muss, weil sonst die Emotionen und Interaktion mit anderen Menschen nachteilig geprägt werden. Warum habt ihr den Erziehern den Körperkontakt mit uns untersagt? Warum habt ihr die demonstrative Gefühlskälte zum Erziehungssystem gemacht?

Ihr wusstet doch, dass die Familie nicht durch ein Heim zu ersetzen ist. Warum habt ihr unsere Eltern und Familien nicht bei der Erziehung unterstützt oder neue gesucht, anstelle uns in der prägenden Kindheit in eure Fürsorgehölle zu entsorgen?

Ihr wusstet doch, dass es für unsere gesunde Kindheit und Jugend nicht sinnvoll ist, uns auf einem Planeten für sich, wie in diesem Heim, nur unter Jungen aufwachsen zu lassen. Warum waren da, wie es der Natur entspricht, keine Mädchen?

Ihr wusstet doch, dass sich in einer reinen Jungengesellschaft homosexuelle Neigungen entwickeln und solche Einrichtungen für zu Jungen neigende Homos und größere Jungen ein Magnet und Paradies sind. Warum habt ihr uns den »Kontaktversuchen« dieser sexuell Entgleisten ausgesetzt?

Ihr wusstet doch, dass wenn ihr uns nur unter Jungen aufwachsen lasst, die systembedingt fast nur Kontakt zu den anderen Heimzöglingen haben, ihr unsere Beziehungsfähigkeit und Gefühlswelt in Bezug auf das weibliche Geschlecht nachhaltig stört. Warum habt ihr normale Kontakte zu Mädchen mit der falschen »Haltung« verhindert?

Ihr wusstet doch, dass es in einem reinen Jungenheim, in dem zudem viele Jungen in der Pubertät sind, zwangsläufig zu knatschwulen Verhaltensweisen kommt. Warum habt ihr das in Kauf genommen, obgleich es systembedingt täglich sexuelle Kontakte unter den Jungen gab und die Größeren sich regelmäßig an den Kleineren vergriffen?

Ihr wusstet doch, dass es in dem Heim Erzieher und Erzieherinnen gab, die Jungen sexuell missbrauchten, bzw. das Abhängigkeitsverhältnis für sexuelle »Dienstleistungen« nutzten?

Ihr wusstet doch, dass in dem Heim kein Jun-

ge eine abschließbare Privatsphäre, oder abschließbaren Schlafräum hatte und nachts größere Jungen in den Schlafräumen herumschlichen und die Kleineren zu sexuellen Handlungen drängten. Warum habt ihr nicht für abschließbare Räume gesorgt?

Ihr wusstet doch, dass in dieses Heim auch Jungen mit einer kriminellen Vorgeschichte eingeliefert wurden, die dann systembedingt ihre kriminellen Kenntnisse weiter gaben und so in vielen Fällen für den Start einer kriminellen Karriere gesorgt haben. Warum habt ihr uns der Kriminalisierungsgefahr ausgesetzt?

Ihr wusstet doch, dass wir unentlohnte Zwangsarbeit leisten mussten, in dem wir im Heim, also unserem eigenen Gefängnis, Reinigungs-, Garten- und Instandhaltungsarbeiten selber erbringen mussten und an die Bauern der Umgebung als Erntehelfer verliehen wurden. Warum habt ihr uns die Zwangsarbeit machen lassen?

Ihr wusstet doch, dass für ein Kind zur Teilhabe an der Gesellschaft auch etwas Geld notwendig ist. Warum habt ihr uns so wenig Taschengeld gegeben, dass wir alleine aus diesem Grund am Gesellschaftsleben außerhalb des Heimes kaum teilnehmen konnten. Warum habt ihr dafür gesorgt, dass wir in den damaligen Wirtschaftswunderjahren das notwendige Geld zur gesellschaftlichen Teilhabe nicht hatten?

Ihr wusstet doch, dass unter den Zöglingen des Heimes systembedingt eine Hackordnung entstehen musste, in der die Stärkeren die Schwächeren dominierten und einzelne Jungen regelmäßig geprügelt und gequält wurden.

Warum habt ihr die Schwachen nicht vor den Starken beschützt?

Ihr wusstet doch, dass in dem Heim auch unfähige und brutale Erzieher wirkten, die sich kaum um uns Zöglinge kümmerten. Warum habt ihr die Heimaufsicht nicht pflichtgemäß gehandhabt, sondern die arbeitsunlustigen Erzieher in der Gammelei belassen?

Ihr wusstet doch, dass wir nicht dumm sind. Warum habt ihr uns keinen adäquaten Zugang zur Schul- und Berufsausbildung verschafft, sondern eure Erziehung im Wesentlichen auf Volksschule und einfache Handwerksausbildung etc. abgestellt?

Ihr wusstet doch, dass ihr keine mitfühlende ordentliche Kindererziehung gewährleisten konntet. Warum habt ihr unsere Eltern, die Heimaufsicht und die Jugendämter getäuscht, indem ihr denen vorgaukeltet, dass im Heim alles in Ordnung sei und ihr uns besser erziehen könntet als die eigenen Eltern?

Ihr wusstet doch, dass eure herzlose Heimerziehung zu unserer Traumatisierung führt. Warum habt ihr unsere seelische Gesundheit nachhaltig zerstört?

Ihr wusstet doch, dass Traumatisierte oft Jahrzehnte später, im frühen Alter, das Bedürfnis haben ihr Trauma zu bewältigen und die auslösenden Umstände, in diesem Fall der Heimaufenthalt, durch Akteneinsicht zu bewältigen versuchen. Warum habt ihr trotz dieses Wissens unsere Heimakten vernichtet, oder unauffindbar gemacht?«

Hier werden in bemerkenswerter Differenzierung zentrale Themen aus der eigenen Lebenserfahrung skizziert, die in der Fachdiskussion der 1970er Jahre ebenfalls eine prominente Bedeutung hatten. Zusätzlich bemerkenswert ist die Formatierung mit der Formulierung »ihr wusstet doch«. Ich habe Zweifel, ob die Akteure damals das alles wussten. Seit langem wissen »wir« es nun aber. Daraus erwächst eine besondere Verantwortung von Praxis und Wissenschaft, solche menschen- und entwicklungsfeindlichen Lebensbedingungen zu verhindern bzw. zu kritisieren. Die Analyse der damaligen Strukturen kann dazu beitragen.

Über Goffman
hinaus: Elias

Mit Goffman lassen sich Merkmale der Institutionen, die dem Idealtypus der totalen Institution nahe kommen – und das trifft auf die großen Anstalten der Heimerziehung von den 1950er bis Anfang der 1970er Jahre weitgehend zu – gut beschreiben und insbesondere in den Folgen für die Identität der Insassen sehr gut analysieren. Für andere Institutionen ist dieser Zugang nicht gedacht und weniger geeignet. Hier lassen sich mit der Machttheorie von Norbert Elias Phänomene noch sehr viel differenzierter interpretieren. Auch einige Prozesse in totalen Institutionen lassen sich mit Elias genauer beschreiben. Darin liegt der Gewinn eines mehrperspektivischen und multithoretischen Zugangs: Die Theorien dienen dem Verstehen komplexer Probleme und sie sind geeignet, Erkenntnisse auch für Einzelphänomene anzubieten: Ich sehe (mit der Theorie) (et)was, was du (ohne diese Theorie) nicht siehst und gewinne daraus neue Handlungsmöglichkeiten.

Was wir mit Norbert Elias deutlicher sehen: Machtquellen und Machtdifferentiale in Interdependenzgeflechten

Norbert Elias hat keine in sich geschlossene Machttheorie vorgelegt. Aber ein zentrales Interesse, das ihn während seines langen und produktiven Forscherlebens immer wieder beschäftigt hat, war es, Menschen im Geflecht ihrer gegenseitigen Beziehungen und damit auch im gegenseitig aufeinander bezogen und voneinander abhängig sein zu betrachten. Diese Verflechtungen der Menschen miteinander bringen auch ein dichtes Geflecht an gegenseitigen Abhängigkeiten hervor, das zum Zentrum einer Machtdefinition wird, die Norbert Elias en passant in seinem Buch »Was ist Soziologie?« notiert: » Insofern als wir mehr von anderen abhängen als sie von uns, mehr auf andere angewiesen sind als sie auf uns, haben sie Macht über uns, ob wir nun durch nackte Gewalt von ihnen abhängig geworden sind oder durch unsere Liebe oder durch unser Bedürfnis, geliebt zu werden, durch unser Bedürfnis nach Geld, Gesundheit, Status, Karriere und Abwechslung« (Elias, 1986: 97).

Macht-
definition

Der hier zentrale Begriff der Abhängigkeit löst leicht irreführende Assoziationen aus. Er ist nicht gleichzusetzen mit Hörigkeit oder Unterwerfung. Dies wären extreme Formen sehr starker Abhängigkeit. Hier ist der Begriff aber viel breiter angelegt: Abhängigkeit meint, dass dem einen Menschen nicht vollkommen gleichgültig ist, was der andere denkt, fühlt oder tut. Besteht gegenseitig eine vollkommene Gleichgültigkeit, spielt Macht keine Rolle, dann würde man aber auch sinnvollerweise nicht von einer Beziehung sprechen. Insofern ist Macht eine Struktureigentümlichkeit aller menschlichen Beziehungen. Wie die Menschen ihre Abhängigkeit empfinden und wie sie sie sich erklären, bleibt ebenfalls offen. Gerade die Betrachtung in historischer Perspektive – die Elias immer wieder vornimmt – illustriert den Wandel.

Asymmetri-
sche Abhän-
gigkeit

Zur mittelbaren oder unmittelbaren Befriedigung von Bedürfnissen und zur mittelbaren oder unmittelbaren Vermeidung von Unlust und Unbehagen sind Menschen in vielfacher Weise aufeinander angewiesen. Damit ist ein sehr breites Spektrum an Machtquellen möglich. Elias zählt einige auf, die Liste kann nicht vollständig sein, da jedes Bedürfnis, auf dessen Befriedigung ein anderer Mensch Einfluss hat und jedes unangenehme Ereignis, das ein anderer Mensch beeinflussen kann, eine Quelle der Abhängigkeit darstellen kann. Mit den Bedürfnissen ändern sich Machtquellen: Neu empfundene Bedürfnisse führen zu neuen Abhängigkeiten.

Der eine Mensch ist vom anderen abhängig und dieser von ihm. Macht besteht dann, wenn der eine stärker abhängig ist als der andere. Diese Unterschiede – Elias (1986) nennt sie Machtdifferentiale – also die Differenz der beiden Abhängigkeiten in der Beziehung zwischen zwei Menschen ist entscheidend. Macht wird somit zum Bestandteil der sozialen Beziehung, nicht zum Merkmal des einzelnen Menschen. In einer bestimmten Beziehung zu einem bestimmten Zeitpunkt besteht ein solches Machtdifferential und seine Stärke besteht in der Relation dieser beiden Abhängigkeiten.

Noch deutlicher wird das Modell bei der Beschreibung als Machtbalancen. Sie kann anhand von vier Merkmalen beschrieben werden.

1. *Die Macht zwischen zwei oder mehreren Menschen ist mehr oder weniger ungleich verteilt, die ungleiche Verteilung bedeutet nicht, dass der weniger mächtige Mensch oder die weniger mächtige Gruppe keine Macht hätte; nur ist er stärker auf den anderen Menschen bzw. die andere Gruppe angewiesen als dieser/diese auf ihn.*

**Macht-
balancen**

Dieser Aspekt lenkt die Aufmerksamkeit auch auf die Abhängigkeit des Machtüberlegenen. Dieser ist zwar weniger abhängig als der anderer, ihm ist aber auch nicht völlig gleichgültig, was der Andere denkt, fühlt oder tut. Damit wird unterkomplexen Vorstellungen, dass der Eine die Macht habe und der Andere eben nicht, widersprechen. Die analysierende Frage »wer hat die Macht« wird so abgelöst durch die Frage »wie sehr und in welcher Hinsicht ist dieser abhängig von jenem und jener von diesem«.

Viele Phänomene lassen sich besser erklären, wenn das Angewiesensein des Mächtigeren – zum Beispiel auf ein Minimum an Kooperationsbereitschaft des Machtunterlegenen – in Rechnung gestellt wird. Auch in extrem asymmetrischen Machtbalancen beeinflusst die (relativ geringere) Abhängigkeit des Machtüberlegenen dessen Gefühle und Handlungen. Aus der Perspektive des Machtunterlegenen erscheint der Machtüberlegene in seinen Handlungsmöglichkeiten oft als völlig frei, im Sinne von völlig unabhängig. Bei genauerem Hinsehen wird aber deutlich, dass er so frei – also unabhängig – nicht ist. Die Überzeugung des Machtunterlegenen, der Andere sei von ihm völlig unabhängig, führt allerdings zu einer weiteren Verschiebung der Machtbalance zu seinen Ungunsten.

Viele Merkmale der Heimerziehung sind darauf gerichtet, die Abhängigkeit der Insassen von den Mitarbeitern zu erhöhen. Der Entzug von Freiheiten, die erst nach Erfüllung von Auflagen wiedergewährt werden – wie es für geschlossene Einrichtungen bis heute immer wieder beschrieben wird (»Stufensysteme«) – bis hin zur umfassenden Versorgung und Erziehung zur Unselbständigkeit haben eine solche Funktion.

2. *Diese Verteilung ist nicht statisch, sondern sie verändert sich. Machtbalancen können elastisch sein, sich kurzfristig ändern oder auch relativ stabil bleiben und sich nur über lange Zeiträume allmählich verschieben.*

Die Abhängigkeit in der Beziehung zwischen zwei Menschen ändert sich. Man darf sie sich nicht als Zustand vorstellen, sondern als Prozess. Damit wird die Komplexität noch einmal erhöht. Denn das Denken in Prozessen ist etwas anderes als die Überführung von einem festen Zustand in einen anderen. Vielmehr nimmt man die ständigen Bewegungen und Verschiebungen in den Blick. Diese Bewegungen können sehr plötzlich erfolgen – dann kann man sie leicht wahrnehmen – oder auch als sehr allmähliche, zähfließende Bewegungen, die zu einer langsamen Verringerung oder Vergrößerung des Machtdifferentials führen. Diese sind schwieriger zu erkennen, auch weil der Machtüberlegene seinen Machtüberhang oft über einen langen Zeitraum behält. Aber auch dann spüren die Menschen oft solche allmählichen Verschiebungen im Untergrund ihrer Beziehungen, und – wenn sie es bemerken – kann es ihr Denken, Fühlen und Handeln verändern. Die unterschiedlichen Fließgeschwindigkeiten in unterschiedlichen gesellschaftlichen Feldern werden uns später noch beschäftigen.

3. *Viele der Ursachen für die Veränderung von Machtbalancen werden nur deutlich, wenn die Beziehungen in den Zusammenhängen des sie umgebenden Interdependenzgeflechtes betrachtet werden. Einige der Gründe für Veränderungen der Machtbalance können als langfristig wirkende, eine ganze Gesellschaft umfassende Entwicklungen beschrieben werden.*

Auch dyadische Beziehungen sind nicht nur verbunden mit weiteren Beziehungsgeflechten, die etwa als soziale Netzwerke im sozialen Nahraum der Menschen Einfluss nehmen, sondern sie sind auch Teil des Gewebes, das als Makrostrukturen der Gesellschaft beschrieben werden kann. Insofern bilden sich die Machtbalancen in einem Raum, in dem – auch unabhängig vom Einzelnen – Vorstellungen etabliert sind, die Abhängigkeiten hervorbringen und legitimieren oder abschwächen oder skandalisieren. So üben rechtliche Normen über die Rechte und Verpflichtungen, die Kinder haben, und die, die Erwachsene haben, einen stetigen Einfluss auf die Machtbalancen in der konkreten Erwachsenen-Kind-Beziehung aus.

4. *Ein Machtgleichgewicht ist das relativ stabile oder labile Resultat von einander wechselseitig neutralisierenden Einflüssen. Dabei kann ein Machtgleichgewicht aus zwei gleich starken Abhängigkeiten bestehen, die sich zwar insofern neutralisieren, als kein Machtdifferential auftritt, die aber doch einen wichtigen Unterschied zu einer Konfiguration mit weitgehender Unabhängigkeit kennzeichnen.*

Diese vier Merkmale kennzeichnen das Modell der Machtbalance. Missverständlich ist das Bild von einer Balance, soweit es Vorstellungen von einem ausgewogenen Gleichgewicht nahe legt. Dies ist ausdrücklich nicht gemeint. Es ist wichtig sich klarzumachen, dass das Modell der Balance kein normatives Konzept ist. Dass eine ausgeglichene Machtbalance wünschenswert sei, ist darin nicht festgelegt.

Es ist ein Modell, das sowohl eine genaue Beschreibung erleichtert als auch eine systematische Untersuchung der Folgen von Machtverschiebungen.

Machtquellen im Heim

Wir hatten bereits gesehen, dass ein sehr breites Spektrum von potenziellen Machtquellen zu erwarten ist, da jedes Bedürfnis, auf dessen Befriedigung ein anderer Mensch Einfluss hat, eine Abhängigkeit hervorbringen kann. Dies gilt insbesondere für besonders starke Bedürfnisse und exklusive Formen der Einflussnahme (Wolf, 2007).

In der Heimerziehungsuntersuchung (Wolf, 1999) habe ich sieben Machtquellen unterschieden: materielle Leistungen und Versorgung, Zuwendung und Zuwendungsentzug, Sinnkonstruktion und Sinnentzug, Orientierungsmittel, körperliche Stärke, gesellschaftliche Deutungsmuster und die Machtquellen, die mit der Funktion der Heimerziehung als Teil des staatlichen Erziehungs- und Sanktionssystems zusammenhängen. Ausgehend von den dokumentierten Beobachtungen in mehreren Heimgruppen und den aufgezeichneten Gesprächen hatte ich untersucht, auf welche Bedürfnisse sich die relative Abhängigkeit und Unabhängigkeit bezog und welche Prozesse die Stärke der Abhängigkeit beeinflussten. Es wurden insbesonde-

Machtquellen
in pädagogischen
Einrichtungen

re die Interaktionen der Kinder und Erwachsenen einer Heimgruppe untersucht, also weniger – was mit diesem Begriffsapparat auch möglich ist – Machtprozesse zwischen Mitarbeitern und Leitung, oder dem Heim und Kostenträgern. Alle Ergebnisse können hier nicht dargestellt werden, ich will aber einige Interdependenzen herausgreifen, die für unser Thema besonders relevant sind.

So wird die Abhängigkeit der Kinder und Jugendlichen von den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der Einrichtung deutlich gesteigert, wenn der Zugang zu anderen Menschen außerhalb der Einrichtung eingeschränkt wird. Können die Jugendlichen wichtige emotionale Bedürfnisse in der Interaktion mit Gleichaltrigen oder ihren Eltern befriedigen, werden sie von den Mitarbeiterinnen im Heim relativ unabhängiger als wenn ihnen dieser Zugang verwehrt ist. Dies gilt auch für die materielle Versorgung und für Orientierungsmittel, also Wissensbestände und Strategien, die für das Verstehen und zielgerichtete Handeln erforderlich sind.

Isolierung Die Unterbrechung und Reglementierung der Kommunikation mit Menschen außerhalb der Einrichtung spielen deswegen für die Heimerziehung – bis heute – eine Rolle. Werden solche sozialen Kontakte systematisch und umfassend verhindert, dann werden die Insassen viel stärker voneinander und vom Personal abhängig. In der jugendlichen Subkultur solcher isolierten und isolierenden Einrichtungen finden die Jugendlichen Orientierungsmittel, die oft sehr viel wichtiger sind als die offiziellen Einrichtungsregeln und -ideologien. Dies darf man sich nicht idyllisch vorstellen. Die oft bereits auf anderen biografischen Stationen als extrem relevant erlebte Machtquelle körperliche Überlegenheit und der durch die Isolierung zusätzlich erzeugte emotionale Mangel, führt zu einer extremen Abhängigkeit der Machtunterlegenen und sexuelle sowie materielle Ausbeutung sind hier wahrscheinlich. Sie werden durch stillschweigende Abkommen der Machtüberlegenen mit dem Personal abgesichert, das die Hinweise auf solche Unterdrückungsstrukturen systematisch nicht beachtet, wenn nicht sogar zur besseren Steuerung der Gruppe der Insassen fördert. Deswegen haben viele der Ehemaligen auch hoch belastete Erfahrungen miteinander gemacht. Wenn die Erinnerungen an diese extrem selbstwertbelastenden Erlebnisse reaktiviert werden, können sich Gefühle der Selbstverachtung und Aggressionen gegen die damaligen Täter ausbreiten, die die Organisationsfähigkeit der Insassen eines Heimes untereinander gefährden. Mein Eindruck ist, dass der gemeinsame Kampf gegen einen klar benannten Gegner auch deswegen mit Verve geführt werden muss, damit die Diskrepanzen untereinander nicht aufbrechen können. Viele Männer berichten mir außerdem, dass sie einzelne Ehemalige aus ihrem gemeinsamen Kampf ausschließen, weil diese »Schweine« seien, mit denen man nichts zu tun haben wolle.

Die Isolierung wurde und wird auf unterschiedlichen Wegen erreicht. Sie kann durch die Architektur und regionale Lage des Heimes in dünnbesiedelten Regionen befördert, durch strikt sanktionierte Kontaktverbote und durch ein gesellschaftliches Klima erzeugt werden, in dem den Jugendlichen im Heim der Status eines normalen Jugendlichen verweigert wird. Soweit die damaligen Jugendlichen überhaupt Schulen außerhalb des Heimgeländes besuchen durften, berichten sie – zum Beispiel in Kontakten zu Mädchen aus dem Ort – ein extremes Klima des Misstrauens und der Anerkennungsverweigerung, der fast immer schnell zum Abbruch der Beziehungen geführt habe.

Die einschränkende Reglementierung des Kontaktes zur Familie – den Eltern, insbesondere Müttern, den Geschwistern und zu weiteren Verwandten – erzeugt ebenfalls eine besondere Abhängigkeit von den Beziehungen in der Einrichtung.

Nicht bei ihren biologischen Eltern aufwachsende Kinder müssen grundsätzlich eine Erklärung für dieses als unnormal empfundene Merkmal finden. Wenn sie dann auch noch die Kooperation ihrer Eltern mit der als feindselig erlebten Einrichtung beobachten, entwickelt sich etwas, das Goffman eine Entfremdungscoalition genannt hat: Der vertraute Mensch scheint auf der Seite der Institution und ihres Personals zu stehen und damit das Kind zu verraten. Die Ehemaligen berichten mir oft aufgewühlt, dass sie in den Akten Hinweise auf Besuchswünsche ihrer Eltern, Anträge auf Rückkehr ins Elternhaus oder Geschenke an ihr Kind gefunden haben, von denen sie damals nichts erfahren hatten. Hier wurde ein Keil zwischen Kinder und Eltern getrieben, der die Isolation weiter verschärft hat.

Entfrem-
dungs-
coalition

Auch zur Verschärfung der materiellen Abhängigkeit von der Einrichtung spielt die Isolation eine wichtige Rolle. Die Versorgung im Heim war damals schlecht und lag – im Unterschied zu heute – oft deutlich unter dem Niveau des Herkunftsmilieus. Durch Arbeit diese elenden materiellen Lebensbedingungen zu verbessern, war nur sehr eingeschränkt möglich. Die nicht mehr schulpflichtigen Jugendlichen verrichteten oft schwere körperliche Arbeit – unter zusätzlich demütigenden Bedingungen – und wurden weder angemessen dafür bezahlt, noch wurden Sozialversicherungsbeiträge entrichtet. So wurden auch ihre zukünftigen Lebensbedingungen negativ beeinflusst. Unter Machtgesichtspunkten ist besonders interessant, ob die Jugendlichen über ihren geringen Lohn wenigstens frei verfügen konnten, ob er also als Gegenleistung für ihre Arbeit verstanden wurde und sie einen Anspruch auf ihn realisieren konnten. Untersucht man das im Detail, stellt man fast (ich kenne keine Ausnahme) immer fest, dass sie über dieses Geld nicht frei verfügen konnten, sondern die Einrichtung entschied, ob und wann und wie es ausbezahlt wurde und die Modalitäten waren mit neuen Degradierungen verbunden. Oft mussten die Jugendlichen sich das Geld doppelt verdienen: durch ihre Arbeit und durch Unterwerfungsgesten.

Verschärfung
materieller
Abhängigkeit

In der Einrichtung der Diakonie Aprath ging es noch weiter. Die damals schulpflichtigen Heimkinder konnten bei Bauern und Handwerkern der Umgebung in ihrer Freizeit Geld verdienen. Dieses wurde ihnen in der Regel nicht selbst ausbezahlt, sondern der Einrichtung. Diese – so berichten die Heimjugendlichen – habe ihnen die Einzahlung auf ein Sparbuch zugesagt, das sie nach dem Verlassen der Einrichtung erhalten sollten. Das aber sei bei vielen von ihnen nie geschehen, die Einrichtung habe das Geld behalten. Für ihre Darstellung gibt es einige bestätigende Hinweise, etwa Aufzeichnungen der Bauern über die Arbeitsstunden und Quittungen von der Diakonie. Eine Aufklärung durch die Diakonie Aprath steht noch aus. Bestätigt sich diese Praxis, bringt sie – über die Herstellung der Abhängigkeit hinaus – grundlegende Zweifel an den ethischen Grundlagen des Trägers hervor. Ein vorgetäuschter Zukunftsbezug bei tatsächlich vorenthaltenen Zukunftschancen – hier in Form des durch die Jugendlichen selbst erarbeiteten Geldes – diskreditiert eine pädagogische Einrichtung grundsätzlich.

Die Isolation besteht noch in einer anderen Dimension. Staatliche Heimaufsichtsinstitutionen, die örtlichen Jugendämter, Träger und Einrichtungen kollaborierten sehr häufig, wenn es Beschwerden durch die Heimkinder selbst oder ihre Eltern gab. So fand eine wirksame Kontrolle nicht statt. Aus Aktenausügen, die den Ehemaligen der Diakonie Aprath vorliegen und die sie zum Teil ins Internet gestellt haben (<http://amd.co.at/anti/moitzfeld/>) geht hervor, wie die Niederschlagung der Beschwerden ausgehandelt wurde. Heute finden die Ehemaligen allerdings ihnen freundlich gesonnene Mitarbeiter verschiedener Ämter und Archive, die sie bei

ihrer Suche unterstützen. Auch darin zeigt sich eine veränderte gesellschaftliche Bewertung der damaligen Praxis.

Körperliche
Gewalt

Die Darstellung körperlicher Gewalt insbesondere von Mitarbeitern gegenüber den Kindern spielt in der öffentlichen Diskussion der Heimerziehung der 1960er Jahre eine herausragende Rolle. Die Ehemaligen beschreiben oft Szenen massiver, demütigender, willkürlich angewendeter und manchmal sexuell konnotierter körperlicher Gewalt, die beim Zuhörer besondere Abscheu auslösen. Sich ohne Schutz und Beschwerdemöglichkeit solchen Übergriffen ständig ausgeliefert zu sehen, ist selbstverständlich auch extrem ungünstig und sehr belastend. Kinder und Jugendliche erleben dann nicht nur den Körper und das Selbstwertgefühl verletzende Umgangsformen, sondern auch ein Gefühl des Ausgeliefertseins in einer unberechenbaren Welt, in der der körperlich Überlegene sich im Extremfall keinerlei Beschränkungen in der Wahl seiner Mittel auferlegt. Hier entstehen dann vielschichtige Gefühlslagen von Angst und Aggression, und das Thema der körperlichen Überlegenheit (»wer ist der Stärkere«) wird zu einem Interpretationsmuster für alle sozialen Situationen und Beziehungen.

Lieblosigkeit

In längeren Gesprächen verschieben sich die Erfahrungsberichte aber auch fast immer zu einer anderen Machtquelle: der emotionalen Abhängigkeit und des emotionalen Mangels. Dann werden Szenen beschrieben, in denen eine fast unendliche Einsamkeit und unbeantwortete Bedürftigkeit deutlich werden. Nicht nur die körperliche Gewalt, sondern das Fehlen von jeder Art des Trostes, der Erfahrung von Solidarität und Anerkennung der Person und ihrer Gefühle kennzeichnen ein Lebensfeld, das als extrem menschenfeindlich wahrgenommen wird. In meiner Untersuchung eines »normalen« Kinderheimes in den 1990er Jahren haben viele Kinder beschrieben, dass es ihnen viel besser ginge, wenn sie nach einem Konflikt von der Erzieherin eine Ohrfeige erhielten und damit die Sache erledigt sei, als wenn die Erzieherin tagelang nicht mehr mit ihnen redete und sie überhaupt nicht wussten, was sie tun können, damit diese Strafe endet. Das belegt nicht die Harmlosigkeit der Ohrfeige, aber es zeigt das Gewicht des Zuwendungszugs und eines Erziehungsstils, der als Lieblosigkeit und Gleichgültigkeit erlebt wird. Da die Kinder das oft schon früher erlebt haben, sind sie dafür besonders empfindlich und hier besonders verletzbar.

Die einzelnen Machtquellen wirken nicht unabhängig voneinander, sondern wir sollten uns ein Interdependenzgeflecht der verschiedenen Abhängigkeiten erzeugenden und abmildernden Faktoren vorstellen. Freundschaften unter den Kindern der Heimgruppe können die Abhängigkeit von den Erzieherinnen abmildern, der Liebling der Erzieherin erlebt die Heimgruppe anders als der auch hier besonders verachtete. Der körperlich Starke hat in einer solchen Anstalt Optionen, die dem unbeliebten Schwachen fehlen und vieles weitere mehr. Da Macht eine Struktureigentümlichkeit aller menschlichen Beziehungen ist, gelten die geschilderten Zusammenhänge nicht exklusiv für die Heimerziehung. Auch in Familien können wir einige Strukturmerkmale finden. Allerdings gibt es mindestens zwei Merkmale der Heimerziehung in Anstalten der 1950er und 1960er Jahre, die heimerziehungsspezifisch sind:

1. Die Organisation der Isolation ist hier besonders umfassend und zugleich unauffällig möglich und
2. es wirken gesellschaftliche Deutungsmuster, die eine Machtbalance zwischen Erwachsenen und Kindern legitimiert, die sich von der ansonsten in der Gesell-

schaft zu einer bestimmten Zeit als angemessen verstanden, unterscheiden kann.

Um das zweite Merkmal soll es nun gehen.

Differenzen der Deutungsmuster in der Heimerziehung und der Gesellschaft

Peter Büchner (1989) hat beschrieben, wie sich Umgangsformen zwischen Kindern und Erwachsenen – über mehrere Jahrzehnte betrachtet – verschoben haben und hat die Entwicklungsrichtung auf die Formel gebracht »vom Befehlen und Gehorchen zum Verhandeln«: »Gehorsamsbereitschaft allein und Vertrauen in die Richtigkeit und Berechtigung von Anordnungen und Vorschriften sind nicht mehr selbstverständlich. Die Autoritätsperson gerät unter Rechtfertigungsdruck. Kinder und Jugendliche haben dadurch offensichtlich heute einen größeren Handlungsspielraum als noch vor 30 Jahren. Sie können sich ohne unmittelbare Angst vor Bestrafung größere Freiheiten herausnehmen, auch wenn dies oft bedeutet, dass Eltern mehr Rücksicht nehmen müssen: Von ihnen werden Einfühlungsvermögen, Sich-Hineinversetzen in kindliche Rollen und partnerschaftliche Umgangsformen erwartet« (Büchner, 1989: 200).

Vom Befehlen
zum
Verhandeln

Solche grundlegenden Veränderungen von Verhaltensstandards, die in den unterschiedlichen Milieus zwar unterschiedlich schnell erfolgen – Manuela du Bois-Raymond (1994) spricht von vorauseilenden und hinterherhinkenden Milieus – aber doch in die gleiche Richtung gehen, sind mit grundlegenden Veränderungen in den gesellschaftlichen Deutungsmustern verbunden. Wie der Abstand zwischen Kindern und Erwachsenen sein soll, welche Formen elterlichen Zwangs auf die Kinder als richtig oder akzeptabel gelten und welche geächtet sind, darüber gibt es Denk- und Gefühlsmuster, die dem gesellschaftlichen Wandel unterliegen und die die Bewertung von Erziehungsverhalten stark beeinflussen. Sie finden schließlich auch einen Niederschlag in juristischen Codes, etwa in der Ablösung des Begriffs »elterliche Gewalt« durch »elterliche Sorge« (vgl. Wolf, 1999: 237 ff.). Dies kann als Verschiebung der Machtbalance in den gesellschaftlichen Deutungsmustern zugunsten der Kinder interpretiert werden. Auch in anderer Hinsicht lassen sich deutliche Verschiebungen der Machtbalance beobachten – am deutlichsten vielleicht in der Beziehung zwischen Frauen und Männern.

Von der elterlichen
Gewalt
zur Sorge

Verhalten sich einzelne Menschen oder Gruppen deutlich abweichend, geraten sie unter Legitimationsdruck. Die Hinterherhinker erscheinen dann als vormodern, rückständig, autoritär, obwohl ihre Umgangsformen der Majorität ein Jahrzehnt zuvor noch als normal, angemessen, natürlich erschienen sind und obwohl auch bei ihnen eine – allerdings deutlich langsamere – Entwicklung in die gleiche Richtung zu beobachten ist.

In der deutschen Gesellschaft Ende der 1960er/Anfang der 1970er Jahre hat es – zunächst durchaus sehr kontrovers diskutiert und mit sehr unterschiedlichen Gefühlen verbunden – eine beschleunigte Verschiebung der Machtbalance zwischen Kindern und Erwachsenen gegeben. Für die Erklärung der Skandalisierung, die die Anstaltserziehung in dieser Zeit erfahren hat, spielen die unterschiedlichen Entwicklungsgeschwindigkeiten in der Gesellschaft und in der relativ abgekoppelten und abgeschlossenen Heimerziehung eine Rolle. Einige Beschreibungen aus den ganz gut untersuchten hessischen Fürsorgeerziehungsheimen zeigen, dass es auch

Fehlende Professionalität

dort eine allmähliche Verschiebung gegeben hat: Einige Verbote wurden gelockert, einige degradierende und demütigende Zeremonien wurden abgeschafft und erste Verhandlungselemente etabliert. Diese Entwicklung verlief aber deutlich langsamer als in der Avantgarde und schließlich auch deutlich langsamer als im Hauptstrom. Die Differenz zwischen dem, was in der normtragenden Majorität der Gesellschaft als angemessenes Machtdifferential zwischen Kindern und Erwachsenen galt und dem, was in der Subkultur der Heime galt, wurde größer. Die Entwicklungstempi fielen immer weiter auseinander, weil die Heime abgekapselt und isoliert waren und auch weil die Mitarbeiter einen Professionalitätsrückstand hatten, der verhinderte, dass sie folgen konnten. Der Mitarbeiterstab bestand in den 1960er Jahren ganz überwiegend aus nicht für die Erziehungsarbeit ausgebildeten Kräften, oft aus ehemaligen Handwerkern und in den konfessionellen Heimen aus Ordensschwestern. Sie erlebten die leichte Liberalisierung bereits als Bedrohung ihrer Machtposition und deuteten die zunehmenden Probleme als Folge dieser Verschiebung des Machtdifferentials zugunsten der Kinder und Jugendlichen. Somit entwickelte sich ein heimspezifisches Deutungsmuster, das besonders wenig geeignet war, die Entwicklung in der Gesellschaft nachzuvollziehen und weitere Verzögerungen und eine Rückkehr zu der früheren Praxis begünstigte. Folgerichtig setzten die Reformbestrebungen in den 1970er Jahren (auch) bei der Professionalisierung der Mitarbeiter an, in den später als lebensweltorientiert bezeichneten Programmen insbesondere bei den Mitarbeitern in der unmittelbaren, alltäglichen Betreuung, beim Typus des Heimes als therapeutisches Krankenhaus in der Einführung eines umfassenden therapeutischen Dienstes (Wolf, 2003).

Gewalt und Gewaltexzesse

Die Berichte der ehemaligen Heimkinder regen dazu an, mindestens zwei Ebenen bei der Produktion von gewalttätigen Strukturen zu unterscheiden. Da ist zum einen die Ebene der allgemeinen Umgangsformen: die große Distanz zu den Jugendlichen, oft eine verächtliche Kommunikation und ein kaltes und den Nöten gegenüber gleichgültiges Klima in den Heimen. Darüber hinaus gibt es eine zweite Ebene, auf der körperliche, sexuelle und psychische Gewaltexzesse stattfanden. Auch diese konnten sich besonders leicht unter den Bedingungen der damaligen Heimerziehung entwickeln, hängen also mit ihrer Struktur zusammen, sie sind aber kein generelles Merkmal aller Heimgruppen. Ich vermute, dass die Merkmale auf der ersten Ebene in den 1950er und 1960er Jahren von vielen Gesellschaftsmitgliedern im Umgang mit »Schwererziehbaren« für notwendig und angemessen gehalten wurden. Für die Merkmale auf der zweiten Ebene gilt das nicht in gleichem Maße. Einige der heute berichteten Gewalthandlungen, die auch nach damaligem Recht eindeutig Straftaten waren, wären damals wohl auch von einer breiteren Öffentlichkeit nicht akzeptiert worden. Allerdings ist ein gesellschaftliches Klima, in dem man genauer hinsieht, erst viele Jahrzehnte später entstanden. Der Erfolg des Buches von Peter Wensierski (2006) ist dafür ein Indikator. Besonders interessant erscheint es mir, die gesellschaftliche Bewertung in der damaligen Zeit zu den sexuellen Übergriffen zu rekonstruieren. Wie diese Mischung von Verklemmungen, Bigotterie und augenzwinkernder Männerkumpanei mit den Tätern, die »nichts anbrennen lassen«, aussah, wäre eine eigene Untersuchung wert.

Die Profile der Machtdifferenziale, wie es einerseits in dem Fragenkatalog der Ehemaligen aus der Einrichtung der Diakonie Aprath indirekt und aus ihren öffentlichen Äußerungen unmittelbar deutlich wird, und andererseits dem in der Odenwaldschule unterscheiden sich übrigens deutlich. Wird im Jungenheim »Gut an der Linde« bis Anfang der 1970er Jahre über einen unmittelbaren massiven

körperlichen Zwang bei sexuellen Handlungen durch einen Erzieher in einer emotional kalten Atmosphäre berichtet, entsteht in den sogenannten Familien der Odenwaldschule das Bild einer hoch emotional aufgeladenen, dichten Beziehungsstruktur, die sexualisiert wurde. Die Abhängigkeit der Kinder von ihnen zugewandten, als Identifikationsobjekte erlebten und eine Lebensgemeinschaft mit ihnen eingehenden Pädagogen ist ungleich höher als die von Erziehern, vor denen die Jugendlichen Angst haben, die sie zugleich aber verachten und von denen sie keine positiven emotionalen Leistungen erwarten. Sexuelle Übergriffe werden bei einem auf emotionale Zuwendung gründendem Machtdifferential ganz anders erlebt, als bei einem, das auf dem Einsatz der körperlichen Überlegenheit beruht. Die Entwicklung der Kinder wird in beiden Fällen beeinträchtigt, die Fragen, die sie sich als Erwachsene stellen und die Probleme, die sie dabei bewältigen müssen, sind aber deutlich andere.

Kontexte
sexueller
Gewalt

Das Bild vom schwierigen Kind

Die Umgangsformen mit Kindern werden auch durch das Bild oder das Modell beeinflusst, das der Erwachsene insbesondere in seiner Rolle als erziehender Erwachsener von dem Kind hat. Die Praxis der schwarzen Pädagogik ist immer auch mit einem solchen Modell vom Kind als zum Beispiel erst werdender Mensch, als triebgesteuertes Wesen, das in Schach gehalten werden muss, als Träger schlechter Erbsubstanz, als Häkchen, das früh gebogen werden soll, oder als gefallenes – spätestens hier deutlich geschlechtsspezifisch – Mädchen. Alle diese Modelle beinhalten Abweichungsdefinitionen und viele relativieren den Status des Kindes als vollwertiger Mensch. Für Kinder, die Schwierigkeiten machen, gilt das in besonderer Weise.

Auch diese Deutungsmuster werden nicht isoliert individuell erzeugt, sondern sie verwenden kollektive Vorstellungen, die auch durch die in der jeweiligen Gesellschaft und Zeit vorherrschenden (Alltags-)Theorien stark beeinflusst werden. Die Debatte um die Erziehungsfähigkeit (gehört dieses Kind zur Gruppe der Unerziehbaren?) bis hin zu Klassifikationssystemen, an deren Ende die Definition lebensunwerten Lebens stand (Baumann/Köttgen u.a., 1994), deuten die Folgen an, die diese Modelle, Theorien und kollektiven Deutungsmuster für die Entwicklungschancen und schließlich das Leben hatten. Es wäre interessant, diese unterschiedlichen Modelle vom Kind und ihre Folgen aus den Heimakten zu rekonstruieren.

Grundsätzlich lassen sich verschiedene Attributionsmuster unterscheiden. So können die Schwierigkeiten, die das Kind macht, überwiegend auf Faktoren zurückgeführt werden, die unmittelbar in der Person des Kindes liegen. Dann werden die Probleme mit der Vererbung oder mit abgeschlossenen Sozialisationsprozessen vor dem Eintritt in die Einrichtung erklärt («beide Eltern sind Alkoholiker»). Das Heim erhält ein beschädigtes, missratenes, fehlentwickeltes Kind, mit dem es nun fertig werden muss. Eine kritische Frage nach den Lebens- und Entwicklungsbedingungen im Heim oder nach Fehlern der aktuell Erziehenden erscheint dann ferne liegend. Das Kind, das Schwierigkeiten hat, wird zum schwierigen Kind und als Träger von Störungen wahrgenommen. Das kann in vormoderner («verhaltensgestört») oder postmoderner Form («therapiebedürftig») erfolgen, die Attributionsrichtung ist gleich: konstante in der Person liegende, aktuell kaum beeinflussbare Ursachen werden definiert.

Pathologi-
sierung der
Kinder statt
Professional-
sierung

Krankheit
oder Sünde?

Für den Umgang mit dem schwierigen Kind ist dabei bedeutsam, ob die Störung als Krankheit definiert wird oder als – wie der Attributionsforscher Weiner (1994) es in einem interessanten Aufsatz pointiert formuliert hat – als Sünde. Ein krankes Kind trägt bis auf weiteres keine Verantwortung für seine Schwierigkeiten. Schuld sind ggf. die Eltern, vorrangig die Mütter. Am Beispiel des Fetales Alkohol Syndrom (FAS) kann man sich das verdeutlichen: Das Kind ist schuldlos beschädigt worden, es erscheint als Opfer seiner in der Schwangerschaft alkoholkonsumierenden Mutter. Kranke Kinder sollen diagnostiziert werden und benötigen Therapie. Wird hingegen auf Sünde attribuiert, dann wird dem Kind selber die Verantwortung für die Schwierigkeiten, die es hat oder macht, zugeschrieben. Weiner hat überzeugend belegt, wie das Hilfeverhalten durch die Codierung als Krankheit oder Sünde beeinflusst wird. Grob skizziert gilt: Wer als selbst verantwortlich für seine Schwierigkeiten gilt, erfährt deutlich seltener Hilfe und wird häufiger negativ sanktioniert als ein Mensch, dessen Schwierigkeiten auf eine von ihm selbst nicht zu verantwortende Krankheitsursache zurückgeführt wird. Für eine intensive pädagogische Förderung muss allerdings eine weitere Zuschreibung erfolgen: nämlich die Variabilität der Krankheit. Entwicklung, Heilung oder Besserung muss für möglich gehalten werden, sonst sind entsprechende Aktivitäten sinnlos. Das war einer der Schlüsselfragen bei der Definition von Erziehungsunfähigkeit.

Gerade in Einrichtungen, die ungünstige Entwicklungsbedingungen – auch nicht intendiert – organisieren, sind Misserfolge wahrscheinlich: Die Kinder entwickeln sich nicht gut, die Fortschritte in der Besserung sind gering. Das kann die Legitimation einer pädagogischen Einrichtung gefährden. Einen Ausweg bietet der Nachweis dispositionaler Faktoren im Kind über die Konstruktion eines Bildes vom Kind, das Beweise dafür sucht, dass das Kind schon immer schwierig war (also schon bevor es in die Einrichtung kam) und aktuell auch andernorts schwierig ist. Niemeyer (1993) hat überzeugend dargestellt, wie in einer solchen Attributionspolitik Misserfolge dem Kind und Erfolge der Einrichtung zugerechnet werden. Mit einem solchen Self-Serving-Bias kann von den Fragen nach dem Versagen der Einrichtung abgelenkt werden. Die institutionellen Strukturen, die auch die Gewalt unter den Jugendlichen fördern, bleiben dann außerhalb einer kritischen Analyse.

Attributions-
politik

Die Prozesse der Ursachenzuschreibung auf Kinderfehler als Ablenkung vom institutionellen Versagen spielen auch heute eine wichtige Rolle. Der Selbstwert der Einrichtung lässt sich so vielleicht schützen, der Preis dafür ist, dass alle Handlungsmöglichkeiten ausgeblendet werden, die eine selbstkritische Befragung der Akteure erfordern würden. Um diese Handlungsmöglichkeiten nicht zu verlieren, werbe ich für ein Modell, in dem die Kinder als Menschen betrachtet werden, die (Entwicklungs-)Aufgaben lösen und vielfältige Probleme bewältigen müssen und hierfür auf Ressourcen angewiesen sind, die ihnen die Einrichtungen zugänglich machen sollten (Wolf, 2007).

In den 1960er Jahren müssen wir Modelle vom Kind erwarten, die noch stark durch Vererbungstheorien und weitere im Nationalsozialismus zur Erklärung abweichenden Verhaltens etablierten Theorien geprägt waren. Dies wäre im Detail durch eine entsprechende Aktenanalyse zu prüfen. Die Erfahrungen der Ehemaligen zeigen deutlich, wie selten sie das Gefühl hatten, auch als bedürftige, liebenswerte, ernst zu nehmende Menschen wahrgenommen und behandelt zu werden.

Machstrukturen in der Heimerziehung heute

Betrachtet man die Heimerziehung heute, fallen zunächst die erheblichen Unterschiede zur Praxis der Anstaltserziehung ins Auge. Das Spektrum unterschiedlicher Heimerziehungsformen ist sehr viel breiter und enthält Formen, die nicht auf den ersten Blick als Heimerziehung zu erkennen ist, etwa die Betreuung weniger Kinder in einer Lebensgemeinschaft mit ihrer Erzieherin und ggf. deren Familie, die in Jugendwohngemeinschaften mit langen betreuungsfreien Zeiten oder die im betreuten Einzelwohnen, also dem Leben eines Jugendlichen in seiner eigenen Wohnung betreut durch eine Fachkraft, die ihn dort aufsucht. In den deutschen Heimen arbeiten heute fast ausschließlich Fachkräfte mit einer pädagogischen Ausbildung, was sie zum Beispiel von der in Großbritannien unterscheidet und das wesentlich größere Gewaltproblem dort zum Teil erklärt.

Voraussetzung für diese Entwicklungen in der Heimerziehung sind bedeutende gesellschaftliche Veränderungen in vier bis fünf Jahrzehnten. Einige Merkmale habe ich skizziert: eine Verschiebung der Machtbalance zwischen Erwachsenen und Kindern mit den Veränderungen der Umgangsformen in Richtung auf Verhandlungen mit und Partizipation der Kinder, eine stärkere Fokussierung auf Kinderrechte in der Gesellschaft und der Sozialen Arbeit, eine stärkere Deutung der Schwierigkeiten, die Kinder machen, als Indikator für ungünstige Lebensbedingungen und weniger als Charakterprobleme und ähnliches. Viele Einrichtungen der Heimerziehung und die sie nun tatsächlich kontrollierenden staatlichen Stellen haben ein System von Beschwerdemöglichkeiten entwickelt und auch das Kinder- und Jugendhilferecht hat trotz einer Betonung der Elternrechte auch Beteiligungsrechte der Kinder hervorgebracht. Nach Kevin und anderen in ihren Familien ums Leben gekommenen Kindern wurde eine realitätsferne konservative Vorstellung von der Natürlichkeit der Sorge der Eltern irritiert und der Blick auch auf die Not von Kindern gerichtet. Besonders deutlich werden die Veränderungen der gesellschaftlichen Deutungsmuster am Beispiel des sexualisierten Verhaltens von Kindern. Während dies früher allgemein als Charakterdefekt des Kindes interpretiert wurde, liegt heute die Frage nach den Lebens- und Entwicklungsbedingungen des Kindes nahe, das nun leichter als Opfer betrachtet wird.

Vor dem Hintergrund der vorher skizzierten massiven Gewalt und Ausbeutung in der Anstaltserziehung erscheint die heutige Heimerziehung sehr positiv. Das Bild wird aber – wie immer – durch die Rahmung stark beeinflusst. Einerseits sind die Veränderungen so gravierend, dass sie mit den damaligen Problemen nicht gleichgesetzt werden kann. Andererseits bleiben Probleme und neue kommen hinzu.

So wird die Heimerziehung auch heute als Mittel der Bestrafung von Kindern und Jugendlichen angesehen und mit der Politik der geschlossenen Unterbringung als Bestrafung formatiert. Dies stößt in Teilen der Bevölkerung auf Zustimmung. Auch wenn die Forderungen nach verstärkter Einführung der geschlossenen Unterbringung nicht mit Verve aus der Jugendhilfe selbst formuliert wird, gibt es in Überforderungssituationen und bei Ohnmachtsgefühlen gerade bei den in der unmittelbaren Betreuung tätigen Fachkräften doch solche Wünsche. Weitere Indikatoren – so eine in Teilen distanzierte, manchmal verächtliche Beschreibung der Jugendlichen (z. B. Krämer, 2008) – zeigen, dass die Debatte um die richtigen Kinderbilder keineswegs abgeschlossen ist und ein positiver Kern nicht sicher etabliert ist. Überwiegend wird die Heimerziehung heute nicht als Bestrafung inszeniert. Die Kinder erleben es zwar immer als starke Abweichung von der

Sensibilisierung für Kinderrechte

Heimerziehung als Strafe

Konditionierte Hilfe

Normalität, dass sie nicht bei ihren Eltern aufwachsen können oder dürfen. Diese Belastung der Normalitätsbalance ist für alle außerhalb ihrer Herkunftsfamilien untergebrachten Kinder – also sowohl für Pflegekinder als auch für Heimkinder – nicht grundsätzlich zu vermeiden. Sie ist der Heimerziehung daher auch nicht zuzurechnen. Allerdings beobachten wir insbesondere bei Jugendlichen, dass die Hilfe oft an Bedingungen geknüpft wird, manchmal mit Unterwerfungserwartungen zum Beispiel in Hilfeplangesprächen. Hier entstehen neue Abhängigkeiten, wenn die Jugendliche positive Erwartungen an die Heimerziehung haben und der Zugang konditioniert ist.

Andere Belastungen sind geblieben. So sind die Drohung mit dem Ausschluss und der Ausschluss selbst Abhängigkeiten verschärfende Mittel, die sich wie ein roter Faden durch die Heimerziehungsgeschichte ziehen und bei einer weniger repressiv erlebten Heimerziehung an Sanktionskraft zunehmen, da die Jugendlichen hier (noch) mehr zu verlieren haben. Auch das Risiko von Gewalt durch andere Kinder besteht weiterhin. Gerade wenn, auch aufgrund relativ erfolgreicher ambulanter Erziehungshilfen, Kinder mit besonders gravierenden biografischen Belastungen – insbesondere auch Gewalterfahrungen – in einer Heimgruppe zusammen kommen, sie an den Entscheidungen über die Aufnahme neuer Kinder nicht beteiligt sind und so der Charakter der Heimgruppe als Zwangsgruppe aktualisiert wird und die – für die Primärsozialisation – sehr großen Gruppen eine hohe Komplexität erzeugen, kann man Gewalt unter den Kindern nie ausschließen. Jedenfalls erscheint das Risiko insgesamt größer, Adressaten von gewaltorientiertem Verhalten anderer Kinder zu werden als durch Erzieher. Allerdings werden – unter Bezeichnungen wie »körperliche Grenzsetzung« – auch aktuell Umgangsformen beschrieben, die die körperliche Überlegenheit der Erwachsenen systematisch als Mittel einsetzen. Schwabe (2007: 23 f.) beschreibt etwa »das auf den Boden legen«, bei dem zwei oder mehr Mitarbeiter einen Jugendlichen überwältigen (kritisch: Wolf, 2008).

Heimerziehung bleibt also für die Kinder eine Zumutung und sie kann zugleich zu einem biografischen Wendepunkt werden, der neue Entwicklungschancen und Optionen ermöglicht. Mit dem Merkmal asymmetrischer Beziehungen hat sie es wie in allen pädagogischen Kontexten notwendigerweise zu tun. Dabei steht sie in der Gefahr, Machtdifferentiale zu entwickeln, die für die Entwicklung der Kinder ungünstig sind. Solche Prozesse zu erkennen und zu beeinflussen ist dann die Aufgabe professioneller pädagogischer Arbeit. Hier kann sie einen Professionalitätsgewinn realisieren. Die Zivilgesellschaft sollte sich darauf allerdings nicht verlassen und genau hinschauen.

Literatur

- Baumann, R./Köttgen, C./Grolle, I. u.a., 1994: Arbeitsfähig oder unbrauchbar? Die Geschichte der Kinder- und Jugendpsychiatrie seit 1933 am Beispiel Hamburgs. Frankfurt a. M.: Mabuse
- Benad, M./Schmuhl, H.-W./Stockhecke, K., 2009: Endstation Freistatt. Fürsorgeerziehung in den v. Bodelschwingschen Anstalten Bethel bis in die 1970er Jahre. Bielefeld
- Büchner, P., 1989: Vom Befehlen und Gehorchen zum

Verhandeln. Entwicklungstendenzen von Verhaltensstandards und Umgangsformen seit 1945. In: Preuss-Lausitz, Ulf; Büchner, Peter; Fischer-Kowalski, Marina; u.a. (Hg.): Kriegskinder, Konsumkinder, Krisenkinder. Zur Sozialisationsgeschichte seit dem Zweiten Weltkrieg. Weinheim, Basel: Beltz: 196–212

Du Bois-Reymond, M., 1994: Die moderne Familie als Verhandlungshaushalt. Eltern-Kind-Beziehungen in

- West- und Ostdeutschland und in den Niederlanden. In: Du Bois-Reymond, Manuela; Büchner, Peter; Krüger, Heinz-Hermann u. a. (Hg.): Kinderleben. Modernisierung von Kindheit im interkulturellen Vergleich. Opladen: (Studien zur Jugendforschung Band 13): 137-220
- Du Bois-Reymond, M./Büchner, P./Krüger, H. H. u.a., 1993: Die moderne Familie als Verhandlungshaus. In: Neue Praxis, H. 1/2: 32-42
- Elias, N., 1986: Was ist Soziologie? München
- Johns, I./Schraper, C., 2010: Landesfürsorgeheim Glückstadt 1949-74. Bewohner – Geschichte – Konzeption. Neumünster: (Zeit + Geschichte, 18)
- Krämer, R., 2008: Der ganz normale Wahnsinn. Alltag in der Heimerziehung; ein Erzieher-Lesebuch nicht nur für Erzieher. Neureichenau
- Lenz, A., 2005: Kinder psychisch kranker Eltern. Göttingen
- Niemeyer, C., 1993: Markus stört. Sozialpädagogische Kasuistik von Ausgrenzungsprozessen auf attributions-theoretischer Grundlage. In: Peters, Friedhelm (Hg.): Professionalität im Alltag. Entwicklungsperspektiven in der Heimerziehung. Bielefeld: 37-76
- Reemtsma, J., 2009: Vertrauen und Gewalt. Versuch über eine besondere Konstellation der Moderne. Aug. 2009. München
- Schmuhl, H.-W./Winkler, U., 2010: Gewalt in der Körperbehindertenhilfe. Das Johanna-Helene-Heim in Volmarstein von 1947 bis 1967. Bielefeld
- Schwabe, M., 2007: Zwang in der Erziehung. Einladung zur Diskussion. In: Widersprüche, H. 106: 19-40
- Thiersch, H., 1973: Institution Heimerziehung. In: Giesecke, Hermann (Hg.): Offensive Sozialpädagogik. Göttingen: 56-69
- Weiner, B., 1994: Sünde versus Krankheit: Die Entstehung einer Theorie wahrgenommener Verantwortlichkeit. In: Försterling, Friedrich; Stiensmeier-Pelster, J. (Hg.): Attributionstheorie. Göttingen: 1-26
- Wensierski, P., 2006: Schläge im Namen des Herrn. Die verdrängte Geschichte der Heimkinder in der Bundesrepublik. 3. Aufl. München
- Wenzel, H., 1973: Fürsorgeheime in pädagogischer Kritik. Stuttgart
- Wolf, K., 1999: Machtprozesse in der Heimerziehung. Münster
- Wolf, K., 2003: Und sie verändern sich immer noch. Entwicklungsprozesse in der Heimerziehung. In: Struck, Norbert; Galuske, Michael; Thole, Werner (Hg.): Reform der Heimerziehung. Eine Bilanz. Opladen: (Blickpunkte Sozialer Arbeit. Band, 2): 19-37
- Wolf, K., 2007: Zur Notwendigkeit des Machtüberhangs in der Erziehung. In: Kraus, Björn; Krieger, Wolfgang (Hg.): Macht in der Sozialen Arbeit. Interaktionsverhältnisse zwischen Kontrolle, Partizipation und Freisetzung. Lage: Jacobs Verlag: 93-128
- Wolf, K., 2007: Die Belastungs-Ressourcen-Balance. In: Kruse, Elke; Tegeler, Evelyn (Hg.): Weibliche und männliche Entwürfe des Sozialen. Wohlfahrts-geschichte im Spiegel der Genderforschung; Opladen: Budrich: 281-292
- Wolf, K., 2008: Erziehung und Zwang. In: Widersprüche, H. 107: 93-108

*Verf.: Prof. Dr. Klaus Wolf, Universität Siegen, Erziehungswissenschaft/
Sozialpädagogik, Adolf-Reichwein-Str. 2, 57068 Siegen
E-Mail: Klaus.Wolf@uni-siegen.de*